

(Nachdruck verboten.)

60)

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung

III.

Am nächsten Tage schrie der Ausrufer: „Große Versammlung der Fischer, im Bidzack zu Peel, früh morgens, nach Ankunft der Boote — Protest gegen die Hafensteuer.“

„Das kommt wie gerufen,“ dachte Pete und prekte die Hand von außen auf seine Brusttasche. Um fünf Uhr nachmittags ging er zum Hafen hinunter, wo seine „Nidey“ am Quai lag, und rief dem Schiffsführer zu: „Nehmt heut nacht einen überzähligen Mann mit, Mr. Kemish;“ dann sprang er aufs Deck und half das Boot in die Bucht hinaus bringen. Man mußte es mit Stangen längs des Quais hinschieben, denn der Wasserstand war niedrig und kein Wellenbrecher vorhanden. Es war erst der Anfang der Heringszeit, aber die Fischerei schon in vollem Gange. Fünfhundert Boote aus allen Teilen der Insel zogen auf den Fang aus. Der Heringsgrund lag an dem Südwestende der Insel. Ehe Petes Boot ihn erreichte, hatte die ganze Flotte sich zusammengescharrt wie ein Flug Seevögel; die Sonne stand schon tief am Himmel.

„Sie ging an jenem Abend sehr zornig und rot hinter den Bergen von Mourne unter; gegen Nordwest war der Himmel dunkel und drohend, die runde Linie des Horizonts undeutlich und gebrochen — es gab aber wenig Wind und das Wasser lag ruhig.“

„Belegen und los,“ rief Pete und sie segelten nach dem Teil der Flotte, der dem Lande zunächst lag, gegenüber der Schulter des Galf mit seinen zwei ineinander fließenden Lichtern. Das Boot wurde mit dem Bug gegen Wind und Flut gebracht, das Netz vom Steuerbord ausgeworfen und der Bug der Linie der schwimmenden Mollags zugewendet; Boot und Netz fingen an, zusammen weiter zu treiben.

Man tischte das Abendessen auf und arbeitete an der Pumpe; die Lichter wurden aufgezoogen und das kleine Boot ausgeschickt, um mit einem flackernden Licht die bösen Geister ringsum zu verschrecken; dann sank die Nacht herab, eine finstere Nacht ohne Mond, ohne Sterne, welche die Insel verberg, so nahe sie war, selbst die sonst weithin sichtbaren Felsen „Genne und Kichlein“. Der Mann, der die erste, einstündige Wache hatte, trat ans Steuer; die übrigen gingen hinunter.

Petes Schlafstelle war unter dem Kompaßhäuschen, wo eine Lampe brannte, deren Licht auf einen schon mit der Marke versehenen Briefumschlag fiel, den er von Zeit zu Zeit aus der Tasche zog, um die Aufschrift zu lesen. Sie lautete:

Kapitän Pietr Quilliam

Ulmenhaus. Ransch I. O. Man.

Er bläute das Schreiben zärtlich, innig, sehnüchtig an, und doch mit einer gewissen Scheu, als ob es ein verschlossenes Schatzkästchen wäre und er kaum wüßte, was es enthielte. In der matt erleuchteten Kajüte war es ruhig, der Dampfessel spritzte dann und wann Tropfen heißen Wassers um sich herum, das Feuer des Kochherdes brannte immer mehr herunter, die Männer atmeten schwer in ihren verborgenen Schlafstätten und das Meer bespülte das treibende Boot.

„Was mag sie wohl schreiben — ich wüßte es gern. Gott behüte sie!“ murmelte er, und dann schlief auch er ein.

Zwei Stunden vor dem Fischzug untersuchten sie den Grund, indem sie ein paar der Netze einzogen. Da sie reichlich Heringe voranden, wurde mit dem Horn ein Zeichen gegeben, daß die Probe gut ausgefallen war. Dann fuhren aus dem Umkreis der schwarzen Tiefe rings umher, in der kein Boot zu sehen war, die Lichter anderer Boote still von hinten heran, bis sie sich zusammen in der Dunkelheit wie eine kleine Stadt mitten im Meer ausnahmen.

Als der erste Morgenschein über dem runden Bergvorsprung des Galf sichtbar wurde, erwachte die kleine Stadt. Man hörte das Knacken der Gangspille und die Rufe der Leute, wenn die Netze schwer und weiß von Fischen zu den

Booten zurück kamen. Als der ganze Fang an Bord gebracht war, knieten die Männer in gewohnter Weise auf dem Deck nieder, das Gesicht in der Mütze verbergend; gleich darauf sprangen sie mit einem lauten Schrei (vielleicht einem Fluch) in die Höhe, drehten das Schiff nach dem Wind, hielten die Raafegel und fuhren nach Hause. Der dunkle Nordwest hatte sich inzwischen stark verfinstert und die Wellen gingen hoch.

„Zum Frühstück, Jungen!“ rief jetzt Pete, der den Kopf aus der Kajütenluke hervorstreckte, und alle bis auf den Mann am Steuer gingen hinunter. Hier stand ein Topf voll der überzähligen Fische, und ein jeder aß seine Warg Heringe.“ Der nächtliche Fischzug war ungemein ergiebig gewesen. Einige Boote waren bis zum Rande gefüllt und alle hatten mehr als genug.

„Wir werden ein leidliches Geschäft machen, wenn wir guten Absatz finden,“ sagte Pete.

„Wenn wir nur erst wieder zu Hause wären,“ meinte der Schiffer, und in demselben Augenblick traf eine mächtige Woge mit der Gewalt eines Schmiedehammers die Lubseite des Bootes, und der Kloben am Lopp des Mastbaumes fing an zu singen.

„Wir wollen heute morgen in Peel anlaufen, Leute,“ sagte Pete mit gedämpfter Stimme, weil er den Mund voll hatte.

„Peel?“ sagte der Schiffer und ließ die Unterlippe hängen. „Der Hafen dort ist ja nicht einmal gut genug für 'ne frische Brise, geschweige für einen Nordwest.“

„Ich will zur Fischerversammlung gehen,“ sagte Pete kurzweg.

So legten sie denn um, ehe der Sturm losbrach, und fuhren mit der Flotte weiter, die wie ein Flug Möwen, Boot an Boot gereiht, vor dem Winde dahinschoß. Die Wellen rollten mit Macht heran und bespülten die Gesichter der Männer, die in ihren geölten Leinwandfitteln vor der Schiffsluke saßen und die Heringe aus den Netzen in den Kielraum schüttelten.

Ihre eigentliche Arbeit fing aber erst in Peel an. Es war Flutzeit, und einen Wellenbrecher gab es nicht, die Einfahrt zum Hafen war eng, und vierhundert Boote kamen, Schutz zu suchen und ihre Fracht zu landen. Es war eine Scene voller Aufregung und Verwirrung. Die Menschen schrieten, fluchten und stießen sich; die Boote drängten und quetschten sich knirschend an einander, um die Einfahrt zum Hafen zu gewinnen; man warf immer neue Tauw auf den Quai hinüber, wo schon fünfzig um einen Pfosten gewunden waren, oder suchte Ankergrund längs des Felsenufers am Schloßberg, das steil emporstieg und wenig Sicherheit bot. Es gelang Pete zwar, ans Ufer zu kommen, seine „Nidey“ mußte aber mit der halben Flotte wenden und um die Insel herum fahren. Als er ans Land sprang, kam der ratlose Hafensmeister auf ihn zu, der sich bisher vergebens bemüht hatte, durch sein Sprachrohr Befehle in den Wirrwar zu brüllen. „Um des Himmels willen, Kapitän Quilliam,“ rief er, „wenn Sie einen Freund haben, der sich unsrer annehmen kann, so gehen Sie um sieben Uhr zur Versammlung.“

„Das war so wie so meine Absicht,“ sagte Pete, er hatte aber erst noch etwas andres zu thun. Es galt den Plan auszuführen, um dessentwillen er nach Peel gekommen war, und das mußte ganz unbemerkt geschehen. Leise und heimlich, wie einer, der etwas Verdächtiges thut, sich aber das Ansehen giebt, als habe er nichts Besonderes vor, durchschlich er die Stadt. Er ging hinter dem alten Gerichtshause vorbei, durch die Schloßstraße auf den Marktplatz und quer über diesen hinweg bis zu der Reihe von Kaufläden, welche den Hauptverkehr unterhalten.

Bei einer kleinen einfenstrigen Bude, deren Laden noch geschlossen war, während die Thür halb offen stand, blieb er müßig stehen, drehte sich halb auf dem Absatz herum und schaute wie aus bloßer Neugier noch einmal zurück. Drinnen hörte man das Geräusch des Abstempels; es war das Postamt.

Nachdem er sich abermals verstohlen ringsum gesehen, griff er mit zitternder Hand in die Brusttasche, zog den Brief

*) Wenn die Fischer ihre Heringe abzählen, fügen sie zu jedem Hundert drei Fische, die sie mit dem Namen Warg bezeichnen.

herbor, verbarg ihn hinter seiner großen Handfläche und steckte ihn in den Briefkasten. Dann wendete er sich rasch ab und eilte, als fürchte er, verfolgt zu werden, schon im nächsten Augenblick ein steiles, gewundenes Gäßchen hinab, das ans Ufer führte. Es war noch früh am Morgen, die Klaufläden hatten sich noch nicht geöffnet, nur aus den Fischerhäusern stiegen kräuselnde Rauchwolken auf; in den stillen Straßen hallte jeder seiner Fußtritte wider.

Desto lebhafter ging es auf der Uferstraße zu. Truppweise zogen die Fischer in Wasserstiefeln und Bachstaffelhüten, den geblöten Leinwandfitteln über den Arm und eine Schnur aufgereihter Heringe in der Hand, vom Hafen auf dem Fickzackweg den Greg-Malin-Felsen hinauf. Er lag am Ende der Bucht, wo Klippen, Strand und Meer eine Art Saec bilden, der dem engen Boden eines Schleppnetzes gleicht.

„Es wird nie an die Fischer, immer nur an die Landwirte gedacht“, sagte der eine.

„Sawohl!“, meinte Pete, „und wir selbst sind zum Teil daran schuld.“

„Wie so?“ fragte jemand.

„Das will ich Euch sagen. Als ich von Kimberley heim kam, begegnete ich einem alten Fischer. Sie kennen den Mann, Wilm, auch Sie, Daniel — Phil Kelly von Ramsey. „Wie geht's mit der Fischerei, Phil?“ fragte ich. „Hm!“ gab er zurück und zuckte die Achseln, „ich bin kein Fischer mehr. Die Frau hält eine Fremdenpension.“ „Nun, und was thun Sie denn?“ fragte ich. „Ich gehe spazieren.“ Und dabei hatte der Mann, weiß Gott, einen Kragen um und trug einen Stock in der Hand und schwatzte von Zeitungsanzeigen, um die Insel den Fremden zu empfehlen.“

Während Pete sprach, hatte sich eine Gruppe der Männer um ihn versammelt. „Und das ist noch gar nicht der Schlimmste“, sagte er. „Neulich bin ich fast über Tom Hommy gestolpert — Sie werden doch Tom Hommy kennen, den kleinen tauben Mann, der auf dem Bergweg nach Vallure wohnt. Er lag dort in der Ecke bei der Schenke.“

„Warum sind Sie nicht mit den Booten draußen, Thomas?“ fragte ich ihn. „Beischhalb sollt' ich mit den Booten ausgehen, wenn die Kinderch mehr auf der Straße einnehmen können?“ sagte der betrunkene Laugenichts. „Und sind das Eure Vuben und Mädgen, die neben den Wagen der Vergnügungsreisenden herlaufen und Purzelbäume schlagen?“ fragte ich. „Ja“, sagte er, „und sie nehmen mit ihren Vockspringen an einem Tage mehr ein, als ihr Vater in einer Woche bei den Heringen.“

„Glaubs gern“, sagte einer. — „Der Mann hat so unrecht nicht“, ein anderer, und eine mürrische Stimme aus dem Hintergrunde rief: „Der Wohlstand der Insel wächst zusehends seit dem Fremdenbesuch.“

„Schweigt still, Ihr Leute! Ihr seid den Namen eines Mantzmanns nicht wert“, donnerte Pete über die Köpfe der andern hinweg. „Die Landwirtschaft ist auf den Hund gekommen und die Fischerei zum Teufel gegangen; und wißt Ihr, was nun aus der alten Insel werden wird? Nur noch eine Insel der Wohnungsvermieter und Droschkentutcher. Es ist nicht mehr die Insel Man, sondern die Insel der Mantzhesterleute.“

Bei diesem letzten Wort brach ein furchtbarer Weisfallsturm aus. Im nächsten Augenblick wurde Pete schulterhoch über die Menge bis zur höchsten Bindung des Fickzackweges emporgehoben und gebeten fortzufahren. Fünfhundert Gesichter sahen zu ihm auf und sandten ihren heißen Atem in die kühle Morgenluft. Die Sonne wölbte von jenseits der Klippen her einen Baldachin von Dunst über ihren Köpfen; auf der Felspitze schnatterten die Seevögel, und die weißen Wellen schlugen hoch am Strande empor.

„Leute“, sagte Pete, „wozu noch viele Worte machen? Was wir heute morgen erlebt haben, spricht deutlich genug. Wir hatten diese Nacht einen richtigen Fischfang, meint Ihr nicht auch? Vierhundert Boote kamen nach Peel, jedes etwa mit zehn Maife wenigstens — das macht viertausend Maife — nicht so? (Nuse: Ja wohl!) Ah, wie schnell Ihr das ausrechnet. Ihr seid gleich bei der Hand, wenn sich's um Geld dreht. Viertausend Maife fix und fertig, die nur auf die Dampfer nach England warteten. Aber konnten wir sie ans Land bringen? Nicht einmal die Hälfte. Die andre Hälfte ist nach andren Häfen gefegelt, wo die Ware zu spät ankommt, um heute noch verschifft zu werden. Die Hälfte muß daher verderben und wieder ins Meer zurückgeschüttet werden. So viel ist den Mantzischen Fischern diesen Morgen

verloren gegangen, weil sie keine Häfen haben, die ihnen Schutz bieten, und doch spricht man davon, Hafensteuern von ihnen zu erheben.“

„Bravo! Bravo! Das ist ein Prachtsjunge! Ein ganzer Kerl! Immer zu, Kapitän. Was sollen wir thun?“

„Was Ihr thun sollt?“ rief Pete. „Das will ich Euch sagen. Heute ist Freitag. Nächsten Donnerstag ist Johannis. Das ist der Lhnwaldtag. Kommt nächsten Donnerstag nach St. Johann — es darf keiner fehlen! Kommt in Euren Booten und Euren Fischerjaden. Laßt den Gouverneur sehen, daß es Euch ernst ist. Sagt: „Gebt uns gegründete Hoffnung auf bessere Häfen und wir wollen zahlen. Wollt Ihr das nicht, so wollen wir auch nicht; und wenn Ihr versucht, uns zu zwingen, so sind hier zweitausend zur Stelle, die aufstehen werden wie ein Mann. Fürchtet Euch nicht. Ihr habt ein Recht, kühn einzutreten für Eure gute Sache. Ich will Euch jemand bringen, der für Euch spricht. Ihr kennt den Mann, den ich meine. Er hat den Fischern schon mehr als einmal freundlich zur Seite gestanden und braucht selbst vor dem vornehmsten Mann, der nach Lhnwald kommt, nicht die Mühe zu ziehen.“

Ein Beschluß war rasch gefaßt. Pete sollte bis zum Lhnwaldtag Philipps Mitwirkung zu gewinnen suchen und nach Port St. Maria gehen, um die Unterstützung der Fischer auf der Südseite der Insel zu erlangen. In der Stadt war es inzwischen lebendig geworden; die Sonne beschien den Strand und die Fischer zogen nach Haus, um zu schlafen.

IV.

Pete saß schon am selben Abend wieder daheim in seiner Schiffskajüte im Garten; ihm war das Herz nur um so schwerer, weil er ein paar Stunden lang seinen Kummer vergessen hatte. Die Blumen blühten, die Rosen rankten an der Vorhalle hinauf, die Amsel sang vom Gipfel des Baumes, doch wo war seine Käthe — seine Blume, seine Rose, sein Singvögelchen? — Der Sommer kam, ohne zu zögern, unaufhaltbar; er kam mit seiner Sonne, seinen Liedern, mit all seiner Lieblichkeit — sie aber kam nicht.

Die Uhr drinnen im Hause schlug sieben, und Pete lehnte sich, die Pfeife in der Hand, über die Gartenthür. Heute brauchte er aber nicht mit Ungebuld nach der hohen Mühe des Briefträgers auszuschauen und zu warten, welche Richtung er nehmen würde.

„Ein Brief für Sie, Mr. Quilliam.“

Pete, der mit halb geschlossenen Augen im Schein der untergehenden Sonne geschlummert zu haben schien, ermunterte sich bei diesen Worten und machte ein erstauntes Gesicht.

„Was? Ist's an mich? Ein Brief, sagen Sie? Ach so, ich weiß schon;“ er nahm ihn und drehte ihn in der Hand herum, „wahrscheinlich nur ein paar Zeilen von meiner Frau . . . Manu! So bekomme ich doch noch einen Brief!“ und er lachte, als wäre ihm etwas höchst Späßhaftes begegnet.

Er nahm sich alle Zeit, stopfte erst mit dem Finger die Pfeife, zündete sie aufs neue an, zog die Luft durch, daß es pff, that dann einen langen Zug und sagte gelassen:

„Wollen doch mal sehen, was sie schreibt.“

Er öffnete gemächlich den Brief und las einzelne Stellen laut vor sich hin, richtete aber inzwischen an den Postboten, der auf der andern Seite des Thores stand, allerlei Bemerkungen, um ihn festzuhalten. „Wie geht's Ihnen denn, Mr. Kelly?“ — „O — hm! — es ist ganz erstaunlich, wie viel wohler ich mich fühle.“ — „Ja, ein schöner Abend, Mr. Kelly, wirklich recht schön.“ — „Ich hab's so behaglich und Onkel Joseph ist auch so gut.“ — „Ihre Tasche trägt sich heut schwer, sagen Sie?“ — „Grüße Grannie und alle Freunde, die sich nach mir erkundigen.“ — Nichts von Belang, Mr. Kelly — nichts. Nur eine Zeile, damit sich der Mann keine Gedanken macht. Sie hätte das zwar nicht nötig — o bewahre. Aber was ist es auch weiter? Ihr macht's nichts aus, einen Brief zu schreiben. Sie wird das,“ und er hielt ihm einen halben Bogen beschriebenes Papier vor die Augen, „in weniger als anderthalb Stunden fertig gebracht haben. Wahrhaftig, Sie können mir's glauben.“ Er warf noch einen Blick in den Brief. „Aber was ist das? P. S. Man macht immer ein P. S. hinter einen Brief, Mr. Kelly.“ „P. S. Ich hoffte, schon früher zurück zu kommen, aber ich konnte nicht fort, weil Onkel Sepp mit mir ins Theater gehen will.“ „Hahaha! Ein ganzer Kerl, der Onkel Sepp! Aber, nicht wahr, Mr. Kelly,“ er machte ein ernstes Gesicht — „Sie sagen kein Wort zu Cäsar hiervon —“

Der Briefträger hatte Pete mit Luchsaugen beobachtet. „Wissen Sie wohl, Kapitän, was der schwarze Tom sagt?“ „Was denn?“ fragte Pete mit plötzlich verändertem Tone.

„Er sagt, es gäbe gar keinen Onkel Sepp.“

„Keinen Onkel Sepp?“ rief Pete in den höchsten Tönen und zog die Augenbrauen empor.

Der Briefträger nickte bestätigend.

„Nun, das ist fiart,“ sagte Pete und sah nach oben, als erwarte er, daß sich der Himmel selbst darüber verwundern müsse. „Keinen Onkel Sepp?“ wiederholte er mit namenlosem Erstaunen. „Ist denn der Mensch im Traum? — Vielleicht wird er nächstens auch sagen, daß es keine Tante Hannchen giebt.“ Pete schloß die Augen und öffnete sie dann wieder wie eine neumodische Puppe.

Der Postbote blickte fragend auf.

„Was — Sie wissen auch nichts von Tante Hannchen, Onkel Sepps Frau? Nein? Wirklich nicht? Wie ist das nur möglich! Tante Hannchen war die beste alte Frau, die jemals gelebt hat. Sie war eine Heilige und ist auch selig gestorben. Für sie hat's freilich keine Theater gegeben. Nein, dazu hätte sie sich nie verstanden. Regelmäßig ging sie in die Kirche und machte jeden Tag ihres Lebens um Mitternacht auf, um ihre Gebete zu sagen. Wahrhaftig, das hat sie gethan. So — also der schwarze Tom sagt, es giebt keinen Onkel Sepp?“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

ger. Aöphalt. Klatsch! — Tam! — Klatsch! — Tam! — Grelle Gasfadeln beleuchten die nächtlichen Gestalten. Hier eine Reihe, dort eine Reihe — Klatsch! — Tam! die einen mit den andren im Schlage abwechselnd.

Sind das Maschinen? Mit einmal erheben sich diese segnigen Arme, der Oberkörper schnell zurück, und Klatsch! — faust der Klöppel nieder — tam! antworten die Kameraden drüben, jedesmal um Fußbreite weiterrückend. Langsam und doch unheimlich sicher rückt die Kolonne vor.

Ha! Wieder ein Streifen vollendet!

Diese Beharrlichkeit, diese Zähigkeit! Jetzt dies, dann das! Bald wird's gethan sein!

Sieh' diese nackten Arme, voll Manneskraft, braun von des Tages Hitze, glänzend vom Schweiß der Arbeit, diesen Stiernaden, diese unverwundliche, breite Brust; sieh' ihre Arbeit und wie sie arbeiten!

Und Du denkst nicht an unsre Zeit?

Langsam, langsam und so sicher! Klatsch! — Tam! — hörst Du es nicht?

Nur um Fußbreite geht es vorwärts, aber mit zäher Ausdauer! Nur immer weiter! Nieder mit der Knechtschaft! Männer kämpfen für die Wahrheit mit Muskeln von Eisen und Nerven von Stahl, unanfällig und beharrlich. Wann wird die harte Arbeit vollendet sein und statt düsterem Fackelschein die helle, klare Sonne der Freiheit auf das fertige Werk herableuchten?

Bedenkt Ihr das, die Ihr taub und blind vorübergeht?

Ach, das reine Salamanderreiben, diese Aöphaltgeschichte!

Helles Lachen unter der glänzenden Gesellschaft, die augenscheinlich soeben bei Dressel soupiert hat und im Begriffe steht, sich zu trennen.

„Auf Wiedersehen, meine Gnädige, morgen im Kaiserteller!“

Aber es bleibt dabei, Selt mit Austern, Sie haben verloren!“

Einer der Arbeiter wendet den Kopf mit den jugendlichen und doch harten Zügen. Krampfhaft ballt sich die Hand und ein Blick aus den dunklen Augen trifft die Gruppe. Dann geht es weiter: Klatsch! — Tam!

Wartet! Die Zeit kommt!

Klatsch! — Tam! —

— Aus den Erfahrungen eines Bergsteigers. Martin Conway wohnte acht Monate lang in der eisigen Einsamkeit des Karakorums (Himalaya). „Es waren alles Niesen,“ schreibt er, „26 000 und 27 000 Fuß hohe Gipfel erhoben sich um uns. Alle großen Berge waren über 25 000 Fuß hoch. Ich stieg langsam drei Gletscher hinab, die ein Nieseneisfeld bilden. Es ist die prächtigste Scenerie der Welt; ich habe nie dergleichen Niesemassen gesehen.“ Bei dieser Reise machte Conway an sich und seinen Gefährten interessante, viel besprochene Beobachtungen. Wenn man bergauf geht, ist es, als ob man zur See geht. An einem gewissen Punkt wird man krank. Es ist eine Störung der Nerven und des Gehirns. In einer Höhe von 14 000 oder 16 000 Fuß hat man Kopfschmerzen und eine schwere Krankheit, aber es geht vorüber, und man kommt darüber hinweg. Kommt man aber höher, gewahrt man einen stetigen Verlust der menschlichen Kraft. Man bewegt sich nur ungerne. Der Puls ist beschleunigt, das Herz schlägt, Kopfschmerzen, Schwindel und Singen in den Ohren wiederholen sich ständig, der Appetit nimmt ab, der Dreckreiz nimmt zu; Nase, Lippen

und Gaumen bluten, bis manchmal Sieshen oder Sigen unmöglich wird; die Glieder scheinen wie gelähmt, manchmal folgt Bewußtlosigkeit, die sogar den Tod zur Folge haben kann. Wir erlitten und studierten die meisten dieser Symptome, und wenn wir uns im Schlaf auf die linke Seite legten, erweckte uns heftiges Herzlopfen. . . . Einmal entrammen wir knapp der Gefahr bei einer Besteigung des Himalaya. Wir befanden uns in einer Höhe von 23 000 Fuß und kamen einen sehr schlüpfrigen Eisberg herab. Jede Stufe mußte erst eingehauen werden. Nur ein Mann ging immer vorwärts, und nur mit einem Fuß. Jeder Schritt erforderte Minuten. Der Vorderste schlug mit seiner Axt eine Stufe ein; plötzlich schien etwas nicht in Ordnung — er hatte das Ziel verfehlt und war ausgeglitten! Im nächsten Augenblick hing er an dem Seil, das uns alle verband — gerade über einem 3000 Fuß tieferen Gletscher! Es war ein ängstlicher Augenblick: das Seil hätte reißen, wir hätten ausgleiten können, unsre Stellung war so unsicher; aber wir hielten fest, und es gelang uns doch noch, ihn heraufzuziehen. . . .

k. Andrés Schicksal. Bei dem Interesse, das dem Schicksal des nun schon über fünf Jahren verschollenen Nordpolforschers überall entgegengebracht wird, sei folgender Bericht über die letzten Meldungen wiedergegeben, den das eben hier eingetroffene „New York Journal“ enthält. Es ist datiert von Winnipeg, Manitoba, vom 5. Juli und lautet: „Nach einem hierher gebrachten Bericht des Reverend Richard Farier wurden der Nordpolforscher Andrés und seine Gefährten von wilden Eskimos getötet und verstümmelt. An der Authentizität des Berichts scheint nicht der geringste Zweifel möglich zu sein. Farier ist ein anglikanischer Prediger, dem Port Churchill, der am nördlichsten vorgeschobene Posten der Hudson Bay-Gesellschaft, unterstellt ist. Er bestätigt den von seinem Vorgänger Dr. A. D. Alston vor zwei Jahren gemachten Bericht über Andrés Tod und sagt, daß wissenschaftliche Instrumente und andre Ueberreste von der letzten schwedischen Forscherfahrt bald hierher gebracht werden. Bis dahin werden viele Leute an dem Bericht zweifeln, so wie sie den früheren Bericht von Fariers Vorgänger bezweifelt haben. Ueberbleibsel der Forschergesellschaft wurden in der ersten Maiwoche nach Port Churchill gebracht. Eskimos fanden sie und brachten sie zu Farier. Vor seiner Zeit jedoch hatte ein intelligenter Eskimo die Berichte über die Todesfälle, die drei Jahre lang hin und wieder gekommen waren, im einzelnen untersucht. Jener Eskimo bestätigt die Todesgeschichte, wie sie Alston zuerst brachte und die folgendermaßen lautet: An einem Orte zwischen 200 und 300 englischen Meilen nördlich vom Port Churchill verließen Andrés und seine Gefährten den Ballon, um zu jagen. Der Schuß ihrer Gewehre war von einer Gruppe wandernder Eskimos irrthümlich für ein feindliches Signal gehalten worden und sofort wurden Pfeile auf die Forscher abgeschossen, die mit ihren Gewehren zurückfeuerten. Ein Kampf entspann sich, dessen Folge der Tod der drei Schweden und die Verletzung zweier oder dreier Eskimos war. Letztere zerhackten die Leichname der Weißen in Stücke und ließen sie auf dem Eise. Diese Geschichte stimmt mit dem Charakter der Eskimos nördlich von Port Churchill überein. Sie treiben Zauberei und üben viele Grausamkeiten aus. Die zu ihnen gesandten christlichen Missionare haben niemals einen von ihnen bekehrt. Farier erklärt, daß sich unter den nach Port Churchill gebrachten Ueberresten von dem Schauplatz des Gemegels Pfeifen und wissenschaftliche Instrumente befanden, die Andrés Identität zweifellos feststellen.“

Musik.

— Ueber die Lieder der Indianer veröffentlicht Walter Magnus im Sonntagsblatt der „New Yorker Staats-Zeitung“ einen Artikel, aus dem das Nachstehende hier Platz finden soll: Jeder Indianerstamm hat Hunderte von Originalliedern, die zu seinem Erbbesitz gehören, und deren viele seit Jahrhunderten von Geschlecht auf Geschlecht gekommen sind. Den Halbwildhingen wird nicht nur der Wortlaut, sondern auch die Melodie der Lieder mit peinlicher Genauigkeit eingeprägt. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Indianer ihre Musik nicht nach Schlüsseln einteilen, sich bei keinem Liede an eine bestimmte Tonlage halten und auch kein Instrument besitzen, das zum Anschlagen eines Grundtones dienen könnte. Daher kommt's auch, daß der Sänger sein Lied stets in der Lage beginnt, die seinen Stimmmitteln am besten entspricht, während sein Nachbar ohne Rücksicht auf die Wirkung eine Oktave höher oder tiefer einstimmt. Jeder hält jedoch seine Lage konsequent ein. In diesem Mangel an Regeln ist auch der Grund dafür zu suchen, daß ein indianisches Solo sympathisch anmutet, während die Chöre das Ohr fast beleidigen. Dazu kommt noch die gänzliche Abwesenheit von Modulation und Nuancierung. Die Gesänge entsprechen im allgemeinen unfremd Resitativ, und das instinktive Streben nach rhythmischem Vortrag wird durch ein äußerliches Hilfsmittel befriedigt, das dem muskliebenden Gleichgesticht geradezu lächerlich erscheinen muß. Es besteht aus einem gleichmäßigen Hin- und Herbewegen der flachen Hand von und zum Munde, einer Unterbrechung des Atems, die, wenn geschickt ausgeführt, eine Art Triller hervorbringt. Nur sehr selten findet man reine Tenor-, Sopran-, Alt- oder Bassstimmen bei diesen Naturängern. Die Regel ist der Mezzo-Sopran bei den Frauen und der Bariton bei den Männern. Die Stimme selbst hat einen hohlen Klang, ist aber trotzdem, besonders bei den jüngeren Leuten, nicht unmelodisch. Auf Betonung, bezw. Heben und Senken der Stimme wird gar kein Wert gelegt, obwohl das Ende eines Liedes immer weicher und einschmeichelnder klingt als der Anfang, da die

meisten Kadenzgen in absteigenden Tonleitern gehalten sind. Der Text des Liedes scheint von den Indianern nur bei historischen Gefängen als wichtig erachtet zu werden. Sogar die völlige Abwesenheit der Worte macht ihnen ihr Lied nicht unverständlich und gehalten. Statt der Worte werden dann auch bei vielen Liedern nur Silben in Anwendung gebracht, die, aus offenen Vokalen und teilweiser aus Rasenlauten bestehend, bei Liedern sanfter Natur dem „h“ und bei solchen kriegerischen oder spöttischen Inhalts dem „h“ folgen. Unser „lalala“ wird demnach zu „hae, ha, he, ho, hi“, bezw. zu „hae, ha“ usw. Einer der bekanntesten Gesänge der Indianer ist der „Donnergesang“. Darin heißt es: „Die Götter des Donners umgeben das Lager und machen sich den Menschen fürchtbar. . . .“ Neun Greise, alle als „Donnerkrämer“ bekannt, singen es, dumpf ertönt der monotone Trommelschlag, die Krieger knien und Schulbige verhüllen ihr Haupt in die Decken, denn die rächenden Donnergötter sind im Gelwitter gekommen. Zu den tiefstimmigsten Liedern der Omaha gehört die Legende: Wie der Tod auf die Erde kam. Die „Wolf-Lieder“ wurden von den Kriegern gesungen, ehe sie zu gefährlicher Arbeit auszogen. „Gleich dem Wolf“, sangen sie, „bin ich nicht fremd und nicht furchtsam in fernem Ländern“. Eine andre Art von Kriegsliedern konnte nur in der Stunde plötzlich drohender Gefahr gehört werden. „Hae, Freund! Laß uns zur Rettung ziehen; deine Schwestern sind gefährdet.“ Die Liebeslieder der Indianer sind nicht unschön mit Bezug auf Melodie, und der Text kann auf den Vorzug poetischen Gedankenfluges Anspruch erheben. Es ist wohl im besten Sinne des Wortes. Eine beträchtliche Anzahl von Liedern, die nur von Kinderlippen erklingen, stammen auch aus Kinderlöffeln. In den Sagen, die beim Zelifeuer im Winter erzählt werden, sind häufig Tiere personifiziert und die Kleinen haben sich diese zu Helden niedlicher Reigenspiele gemacht. Auch die Spiele der jungen Männer haben ihre begleitenden Gesänge. Ein vieltrophiges Lied z. B. dient dem einzigen Zwecke, den Rhythmus der Bewegungen bei einem Ballspiel zu erhalten. Die Zahl der Musikinstrumente, die dem Indianer zur Verfügung stehen, ist sehr beschränkt. Die Knochenflöte ist das Lieblingsinstrument der rot-häutigen Rameos. Sie gleicht einer Klarinette und hat sechs Tonlöcher. Die Pfeife wird aus den Flügelknochen des Adler oder des wilden Truthahns hergestellt. Sie weist drei Tonlöcher auf und ist deshalb auf vier klingende Laute beschränkt. —

Aus dem Tierleben.

— **Mitleid in der Vogelwelt.** Jüngst brachten meine Kessen, so schreibt ein Leser der „Täglichen Rundschau“, von einem Spaziergang einen jungen Finken heim, der aus dem Nest gefallen war oder wohl zu frühzeitig hatte fliegen wollen. Die Kinder versuchten, das Tierchen mit Ei zu füttern, aber ohne Erfolg. Indem ich diese Versuche beobachtete, kam ich auf den Gedanken, man müsse dem Tierchen vorspiegeln, als ob eins von den Alten geflogen komme; wenn das geschah, dann nahm es das Futter gierig an. Als am nächsten Morgen diese langwierigen Versuche wiederholt wurden, entschloß sich mein Bruder, das Tier fliegen zu lassen. Das geschah. Es fiel im Garten flatternd zur Erde. Kaum war es unten, so fing es an zu schreien. Und nur geschah etwas Ueberwachendes. Eiligst kam auf das Geschrei ein Spatz an, besah sich das Tierchen und flog auf den nächsten Baum um Futter zu holen. Dies geschah mehrermale und schließlich flatterte unser Gelbschnabel hinter der neuen Mutter drein. —

Aus dem Pflanzenleben.

ie. Eine immerblühende Pflanze. Die Mehrheit der Pflanzen hat eine bestimmte Blütezeit, die zuweilen sehr kurz bemessen ist, wie bei dem berühmten Beispiel der „Königin der Nacht“ und bei andren Kalteen, während sie sich häufig über Wochen oder sogar Monate verteilt, wie z. B. bei den Hortensien. Es giebt aber vielleicht nur eine einzige Pflanze, die zu jeder Zeit des Jahres Blüten hervorbringen kann. Sie ist ein Mitglid der Primel-Familie und führt den Artnamen *Primula obconica*. Ihre Blüten haben eine blaßblaue Farbe. Auch die Zahl der gleichzeitig erzeugten Blüten kann sehr groß sein. Die Zucht hat diese Pflanze in neuerer Zeit noch sehr verschönt, sowohl in der Größe wie in der Farbe der Blüten. Man kann sie jetzt in rein weißer Farbe haben oder auch in fast beliebigen Schattierungen von Lila und Fleischfarben bis zum dunkelsten Rosenrot. Für Dekorationen ist diese Primel ungewöhnlich geeignet, da sich die abgechnittenen Blüten lange in Wasser halten und ihre feinen Farben höchst gefällig wirken. Da sich aber selten bei einem Wesen nur Vorzüge finden, so ist auch diese Pflanze mit einer bedenklichen Untugend behaftet. Sowohl die Blätter wie die Blüten sind nämlich giftig, eine Berührung führt zu einem Hautausschlag, der einer Flechte gleicht. Alle Leute, die zu derartigen Hautkrankheiten neigen, sollten jede Berührung mit der Pflanze vermeiden. Manche Personen leiden durchaus nicht davon und können sich mit der *Primula obconica* soviel zu schaffen machen, wie sie wollen, ohne einen Schaden davon zu haben. In den warmen Monaten gedeiht sie ausgezeichnet im Freien, ist aber nicht sehr widerstandsfähig gegen Kälte, so daß sie im Winter in ein Gewächshaus gebracht werden muß. Ein Mitarbeiter einer naturwissenschaftlichen Wochenschrift versichert, daß er einen großen Topf dieser Pflanze über 5 Jahre lang in dauernder Blüte besessen hat. —

Humoristisches.

— **Er weiß Bescheid.** Serenissimus und Gemahlin besuchten kürzlich ein Kriegervereinsfest und geruhten, sich leutselig mit einigen Veteranen zu unterhalten. Serenissima erhält auf die Frage, wie die Veteranen den Sonntagnachmittag verbringen, die Antwort: „Im Wirtshaus!“ Die hierob entsetzte hohe Frau spricht sehr deutlich ihre Mißbilligung aus und sucht den Veteranen klar zu machen, daß solches Verhalten eines frommen Christen und biederen Veteranen unwürdig sei, daß man vielmehr im Kreise der Familie den Tag des Herrn begehren sollte usw. Indessen prallt der Redeschwall machtlos an den ungläubig hochgehenden Kriegern ab, bis endlich einer, dem es gar zu toll wird, sich zu dem neben seiner hohen Gattin stehenden Serenissimus wendet und ihm vertraulich zuraunt: „Ihr hän scheint's au so e Gistige derheim!“ —

— **Was anderes.** Mieter: „Ich werde fürchtbar gestört bei meinen Arbeiten durch immerwährendes Klaviergeschimpf! Sie gaben mir doch die Versicherung, daß Sie solches nicht leiden von Ihren Parteien!“ Hauswirt: „Ja, was woll'n S' denn? Dös is ja loa Partei, dös is mei Tochter!“ —

— **Der Centrumsabgeordnete.** A.: „Was thean ma denn mit unsern Gmoadeppen (Gemeinde-Narren)? Im Arma-haus kost' er z'viel Geld.“ B.: „Woacht was, den wähl' ma in Landtag ins Centrum eini; da kriagt er a schön's Taggeld und paßt quat hi.“ — (Simplicissimus“.)

Notizen.

— In der Rosenheimer Pfarregistratur sind auf dem Umschlage einer alten Kammerrechnung aus dem Jahre 1649 Fragmente aus dem *Ribelungenliede* entdeckt worden. Vorgenommene Untersuchungen seitens des Stadtarchivars Eid erzielten durch Ablösung des Umschlages sieben zweispaltig à 28 Zeilen beschriebene Pergamentblätter, von denen zwei vollständig, die übrigen zum Teil erhalten sind. Die ins 14. Jahrhundert datierten Schriften erzählen von der Fahrt nach Worms. Die wissenschaftliche Bearbeitung des wertvollen Manuskriptes wird Professor Braune in Heidelberg vornehmen. —

— Das **Preis ausschreiben** der „Münchener Neuesten Nachrichten“ (einen Münchener Roman betreffend) hatte nachstehenden Erfolg: 1. Preis zu gleichen Teilen (je 3750 M.): „Töchter der Zeit“ von Leonie Meyerhof-Gibdel und „Leben“ von C. Camill; 2. und 3. Preis zu gleichen Teilen (je 2250 M.): „Mein Ich“ von Robert Kohntrauf und „Vorwärtsstreben“ von Mirza Schivert. —

— „So ist das Leben“, ein neues fünfaktiges Schauspiel von Franz Wedekind, ist in Buchform bei Albert Langen in München erschienen. —

— **Konkurrenz der Kommoden.** Ein neuer literarischer Verein ist soeben unter dem hochtrabenden Namen „Die Verbunden“ hier in Berlin ins Leben getreten. Den gleichen Namen wird die Zeitschrift führen, die von der jungen Vereinigung herausgegeben werden soll. —

— Die **Direktion der Modernen Bühne** beabsichtigt, in der nächsten Spielzeit Vortragsabende im Kunstsalon von Keller und Reiner zu veranstalten. Der erste dieser Abende, der bereits im September stattfindet, soll ein biblischer Abend sein. Marzel Salzer bringt Stellen aus der Bibel zum Vortrag und von einer ersten Sängerin sollen Psalmen gesungen werden. Ferner werden durch Orgelvortrag alt-hebräische Lieder und Melodien zu Gehör gebracht. —

— Paul Hefses Komödie „Der Wudlige von Schiras“ hatte bei ihrer Erstaufführung durch das Berliner Schauspiel im Kieker Schiller-Theater einen starken Erfolg. —

— Das **Preis ausschreiben** der Wiener „Zeit“ um einen Zeitungskopf hat zu keinem Ergebnis geführt. Ein Betrag von 500 Kronen wurde dem Wiener Architekten Hans Mahr zugesprochen unter der Bedingung, einen neuen seiner Einordnung ähnlichen, den praktischen Bedürfnissen besser entsprechenden Kopf zur Verfügung zu stellen. —

— **Hellmuth Edmanns Krankheit.** Aus einer Zeitschrift Robert Edmanns, des ältesten Bruders Hellmuths, an die „R. S. Z.“ dürfte folgender Passus allgemeines Interesse erwecken: Das Urteil der Aerzte vor 2½ Jahren ging nicht dahin, daß Hellmuth nur an starker Neurasthenie leide, die im Laufe der Zeit gemildert werden könnte. Wie die Fachleute über den Fall dachten, erhebt aus folgendem von Herrn Dr. med. Fromme, Leiter des Sanatoriums Stellingen bei Hamburg, an mich gerichteten Schreiben: Herr Prof. Dr. Wollenberg, jetzt in Tübingen, Direktor der dortigen Universitäts-Frennklini, damals Leiter der Frennanstalt Friedrichsberg, konsultierte Mitte Februar 1899 (zwischen 10. und 17. Februar) mit mir und sah Herrn Edmann gerade im Stadium des heftigsten maniakalischen (tobsüchtigen) Anfalles. Diagnose: katatonische Paranoia mit Ausgang in mehr oder weniger großen geistigen Defekt. Aufentsatz hier: 9. Januar bis 22. März 1899. gez. Dr. med. Fromme.